

ZUR PROBLEMATIK DER SPRACHPHILOSOPHIE

Ein Gedankenaustausch zwischen

*H. J. POS-Amsterdam und H. AMMANN-Innsbruck anläßlich Ammanns
„Die menschliche Rede, Sprachphilosophische Untersuchungen“ Band I¹⁾*

Ammanns sprachphilosophische Untersuchungen berühren sich in für mich äußerst belehrender Weise sehr wesentlich mit Fragestellungen und Gesichtspunkten, die mich seit mehreren Jahren beschäftigten und deren erste bescheidene Formulierung ich in meinem „Zur Logik der Sprachwissenschaft“ (1922) niedergelegt habe. A.'s Methode und Ausführung sind den meinigen in mehreren Punkten bis zur Überraschung verwandt, und ich kann es nur als eine anspornende Entdeckung ansehen, wenn ich konstatiere, daß wir beide selbständig so übereinstimmend denken. So ist z. B. die Wesensbestimmung, die an der Idee der Sprache die unmittelbare Gegebenheit gegenüber dem Gedanken eines „ansich“ dieses Gegenstandes festhält, auch von mir angegeben²⁾. Eine andere Seite der Idee, ihre Zugehörigkeit zur Idee des Menschen, die Ablagerung der empirischen Gegebenheiten (Sprache; Einzelsprache; Einzelwort; Einzelmensch)³⁾, die Einheit der Intention als Tatsache, nicht nur als Regulativ, ohne welche Sprache und Sprachwissenschaft beide sich aufheben würden⁴⁾, das Sprache-Haben als Grundbedingung der Sprachwissenschaft⁵⁾, sind Grundlagen, die A. und ich in ganz entsprechender Weise festlegen.

Ich glaube, diese unsere Übereinstimmung erklärt sich nicht nur aus gleichem Gerichtetsein auf die Sache, sondern auch aus der Gleichartigkeit der philosophischen Methode, mit der wir an dieselbe herangehen. A. bekennt sich zwar jetzt mit einer gewissen Zurückhaltung zur phänomenologischen Methode, man kann aber unschwer nachweisen, daß in seinen Ausführungen noch ein gut

¹⁾ M. Schauenburg, Lahr i. B., 1925.

²⁾ Ammann, S. 5, Pos. 45.

³⁾ Ammann, S. 16, Pos. 20, 27, 31.

⁴⁾ Ammann, S. 20, Pos. 34.

⁵⁾ Ammann, S. 5, Pos. 42.

Stück von dem die früheren Schriften kennzeichnenden Rickertschen Transzendentalismus steckt und darin erkenne ich den gemeinsamen Boden, auf dem wir seinerzeit mit beiden Füßen standen. Man gestatte mir, einiges anzuführen, woraus sich unzweideutig ergibt, was ich meine.

1. Die Zurückführung des Faktischen auf seine Voraussetzung und die tieferliegende Notwendigkeit eines Glaubens an die Idee (S. 6, 7; 46).
2. Der häufige Gebrauch des Begriffes der Leistung zur Charakterisierung sprachlicher Gegenstände (z. B. S. 7, 17, 69, 95, 97, 102, 104 (!), 114), auf den ich unten bezüglich zur Logik, S. 22, zurückkomme.
3. Die Auffassung der Sprachphilosophie als Frage nach Zielen und Methoden (obwohl sich hier bei A. die strenge Scheidung zwischen Philosophie und Einzelwissenschaften aufhebt), S. 8.
4. Die Auffassung des Laut-Bedeutungsverhältnisses als Geltung, S. 42, 46 (Geltung als ontologische Ebene), 59, 64, 66, 91.

Die Punkte 2 und 4 treffen am direktesten den Inhalt der Sprachphilosophie. Punkt 1, das Suchen von Voraussetzungen — das allgemeine Verfahren des Transzendentalismus — könnte äußerst bezeichnend werden, wenn nicht die Struktur der Sache trotz allem ein Vorherrschen der Deskription zwingend geböte. Daß aber eben in der Deskription die Begriffe der Leistung und Geltung so häufig auftreten, besagt für mich die Anwesenheit eines wertphilosophischen Restes, den man, im Anschluß an Ammanns phänomenologisches Bekenntnis im Vorwort, durch anderes zu ersetzen jedenfalls versuchen möchte.

Als drittes Grundverhalten neben axiologischer Reduktion und phänomenologischer Deskription finde ich in Ammanns Buch etwas, das ich als exakte Objektivation bezeichnen möchte. Daß mein „Zur Logik“ im wesentlichen der vier genannten Punkte mit Ammanns Ausführungen übereinstimmt, scheint zu beweisen, in wie eindeutigem Sinn die Kraft der Methode das Material beeinflusst. Damals war ich überzeugt, daß nur die Reduktion auf Axiologisches die wahre Gestalt der sprachlichen Phänomene im lebendigen Sprachbewußtsein erfaßt. Dies hing mit einem naturhaften Realitätsbegriff zusammen, der wohl zuläßt, daß der Laut, nie aber, daß die Bedeutung, wohl, daß die Außenwelt, nie aber, daß

die Intention real sei. Es bleibt dabei kaum etwas anderes übrig, als das ganze Sprachphänomen in reales Lautmaterial und irreales, geltungsartiges Bedeuten auseinanderzuspalten, ein Verfahren, wovon ich schon damals das Unsachgemäße und Vergewaltigende empfand. Das Zusammensetzen zweier so ganz heterogener Momente, eines sinnlosen Realen und eines irrealen Zeitlosen entspricht dem realen Befund des Sprachbewußtseins nicht, und der Abstand zwischen Theorie und Wirklichkeit führt in dieser Form zur völligen gegenseitigen Fremdheit.

Ich möchte nun mit der Verbannung des axiologischen Momentes wohl etwas weiter gehen als A., ergreife aber als willkommene Hilfe in diesem Bestreben die Tatsache, daß auch bei A. jetzt die Geltung in eigentümlicher Weise mit dem Realen verknüpft erscheint: Bedeutung als „geschichtliche Tatsache“ und Dauer der Geltung am Anfang des Kap. V belehren mich treffend über die Öde der Zeitlosigkeit, in der ich damals die realen Tatsachen fundierte und klingen mir als ein Mahnruf, der das „zurück zur eigentlichen Realität“ erheischt. Wie ähnlich übrigens sich bei uns beiden gerade die axiologische Bearbeitung des Sprachmaterials gestaltet, möchte ich noch mit Verweisung auf S. 37¹⁾: „Ohne Heranziehung der Geltungskategorie ist das Problem des Verhältnisses von Laut und Bedeutung unlösbar“ und S. 67²⁾: „Man sagt logisch richtiger, daß für eine bestimmte Bedeutung diese und jene Lautwerte gelten, als daß Laute eine Bedeutung haben“ begründen. Ich verweile bei diesen Ausführungen ein wenig länger, weil, soviel mir bekannt, der Versuch, von transzendentalphilosophischer Seite her die Sprachwissenschaft zu begründen, für sich dasteht. Wie gesagt, würde ich jetzt die Sache ganz anders formulieren.

Diesen allgemeinen methodischen Vorbemerkungen seien in concreto ein paar Notizen zu einigen Stellen des Ammannschen Buches beigegeben, die den Sinn der eben gemachten Dreiteilung erläutern mögen. Ich lege Wert darauf, noch einmal festzustellen, daß Ammanns Arbeit mich wesentlich belehrt hat und daß ich, wo ich nicht einverstanden sein kann, neue Belehrung erhoffe und Klärung der Sache, der wir beide dienen.

¹⁾ „Zur Logik usw.“

²⁾ „Zur Logik usw.“

Sachlich und persönlich sind die Seiten 10—14 (über die inhaltliche Wesensbestimmung) für mich besonders belangreich, da A. hier zu meiner damaligen Charakterisierung der Sprache als Ausdruck Stellung nimmt, und zwar auf Grund einer in der Phänomenologie jetzt sehr üblichen Verwerfung der Definition und Begriffsbestimmung. Anstelle einer begrifflichen Festlegung des Phänomens der Sprache befürwortet A. eine unmittelbare Wesenserfassung, die nicht formuliert werden soll. Weil wir schon wissen, was Sprache ist, brauchen wir es nicht noch einmal ausdrücklich zu formulieren. Also: Sprache ist einfach Sprache. Zunächst möchte ich allgemein-methodisch fragen: wenn irgendein Phänomen mit irgendeinem Namen vorliegt, ist dann der Sinn der Theorie damit erfüllt, daß ich sage: 1. es gibt so etwas wie a (in unserem Fall: Sprache), und 2. a ist, was es ist, nämlich a: jedermann kennt es? Man möchte glauben, dies „a ist a“ habe zwar einen guten Sinn, nur nicht den obigen. Der wahre Sinn meint die Verpflichtung, unter a immer dies bestimmte Phänomen und nicht mitunter etwas anderes zu verstehen. Diese Verpflichtung aber ist formal und hat direkt für die Struktur des Gegenstandes keine Folgen, es sei denn, daß angenommen werde, daß im „Wissen“ (S. 10) irgendeine nähere, auch für die Theorie verwertbare Bestimmung des Gegenstandes schon mitgedacht sein sollte. A. wird doch wohl nicht sagen wollen, daß außerhalb der Naturdata es nie und nirgends einen Sinn habe noch auch gelinge, ein Phänomen durch begriffliche Auseinanderlegung oder Verbindung zu bestimmen. Im Gebiete des Rechtes, der Sitte und der Sprache fehlt es gewiß nicht an Beispielen von definierbaren Phänomenen, die eben erst per definitionem denen zugänglich werden, die gar nichts davon wußten. Freilich handelt es sich auch für A. nicht um ein Prinzip von strenger Allgemeinheit (wie hätten wir dann noch Wissenschaft?), da er ja die Naturerscheinungen aussondert. Nur möchte man die Sphäre der Ausnahmen etwas weiter ausdehnen, und es ist m. E. unbestreitbar, daß die Geisteswissenschaften die Definition als Stütze der theoretischen Erkenntnis besitzen. Es dürfte sich aber wohl verständlich machen lassen, warum gerade dies Phänomen als zur definitionslosen Erfassung geeignet erscheint. Die besondere Gegebenheitsweise der Sprache ist das Haben, welches sich vom

Haben von Vorstellungen, Begriffen, Intentionen spezifisch unterscheidet. Es ist dies ein Haben eines Letzten, ein Habensmodus, zu dem viel (definierbares) Konkretes, Partielles, Fragmentarisches gehört, in dem dies alles enthalten ist, das aber selber nicht in derselben Weise enthalten erscheint. Was nun die Subsumption unter den Begriff „Ausdruck“ betrifft, den gebe ich gern für Besseres, nur bleibt für mich mit Wundt¹⁾ feststehen, daß die Sprache — man möge die eigenste Besonderheit isolieren wie man wolle — im Ganzen der Funktionen des Menschen ihre Stelle hat. Es kommt mir vom absoluten Isolierungsstandpunkt aus unerlaubt vor, die Verbindung mit der Idee des Menschen, die A. und ich machen, aufzustellen. —

Zur scharfsinnigen Analyse des vierten Kapitels bemerke ich, daß dieselbe sich an deutsche Wortbedeutungen hält. Es ist ganz konsequent, falls das eigentliche Wesen der Sprache schon bekannt ist, nun auch im „gewöhnlichen“ Sprachbewußtsein Klärung über die nächststehenden spezifischen Phänomene zu suchen. Doch bleibt aber, wie A. selbst befürchtet (S. 13), die auf empirische Wortbedeutungen sich stützende Wesensanalyse notwendigerweise fragmentarisch und gewissermaßen zufällig. Wir haben im Holländischen spreken und praten als ungefähre Äquivalente von sprechen und reden. Hier heißt aber der Redner eben spreker (wenn man den individuellen Fall des Auftretens meint, aber auch: een goed spreker), die Rede dagegen rede, was auch ratio bedeutet. Wir haben auch das Wort redenaar, das aber nur den begabten Redner bezeichnet, während feestredenaar ein beliebiger Festredner ist, nicht der spreker des nicht näher qualifizierten Vortrags. Nach Belieben kann man sagen, jemand sei ein ausgezeichneter spreker oder redenaar, wobei letzteres einen etwas feierlichen, weniger modernen Beiklang hat. Daneben gibt es noch „redeneeren“, das sich auch teilweise mit reden deckt.

Bei den Analysen des nächsten Kapitels liegt die Sache nicht anders. Das dem Deutschen entsprechende beduiden heißt (altertümlich): bedeuten, in „wat beduidt dat?“, d. h. was will man mit dieser Handlung oder Rede. Sonst ist deutsch bedeuten = holl. beteekenen, das in der alten Bibelübersetzung

¹⁾ Völkerpsychologie I, 1: Die Sprache, S. 258 ff. und I, 2, S. 650.

im Sinne von „hindeuten, anspielen auf“ vorkommt, heute aber den von A. ausgeführten Gebrauchsweisen von „Bedeuten“ genau entspricht. (Subst. Bedeutung = beteekenis = frz. sens und importance). Unser heutiges beduiden heißt: durch ein Zeichen zu verstehen geben, oder: durch indirekte Anspielung fühlen lassen. Deutsch bezeichnen heißt holl. aanduiden, also genau umgekehrt. Auch hat man ein Adjektiv onbeduidend = unbedeutend, ich verdächtige aber dieses Wort entlehnten Ursprungs zu sein, da man auch konsequent zu beteekenen: onbeteekend sagt. Hiermit ist nun soviel klar, daß jedenfalls Ausdrücke, die unzweifelhaft denselben etymologischen Ursprung haben, gerade entgegengesetzte nüancierende Funktion erhalten können. Ich darf dazu wohl bemerken, daß für uns Holländer die deutsche Sprache wegen des verführerischen Scheines der etymologischen Übereinstimmung ganz besondere Schwierigkeiten bietet. Nun wäre man vielleicht versucht, obschon die Ausdrücke lautlich irreführend sind, trotzdem an dem Vorkommen der gleichen intentionalen Unterscheidungen festzuhalten. Dies ist aber in der Tat nicht haltbar, denn im Deutschen sowie im Holländischen enthält derselbe Ausdruck mehrere Nüancierungen, die für die strenge Theorie nicht in einem (deshalb mehrdeutigen) Wort zusammen vorkommen dürfen. Die Annahme, daß in dieser Hinsicht irgendeine empirische Sprache durch phänomenologische Klarheit die anderen übertreffe, ist natürlich ganz arbiträr und so fragt es sich, ob die Beschreibung dieser wesentlichen Momente an der Sprache sich nicht nach einer sachlicheren, weniger zufälligen Instanz richten könne, als es die Anlehnung an die in einer bestimmten Sprache vorgefundenen Unterschiede ist. Was sich in diesen Synonymen im besten Falle ausdrückt, bleibt ein vielleicht reiner, aber fragmentarischer Bestand an Momenten, deren vollständiger und wesensgemäßer Zusammenhang aber an der Idee der Sprache selbst in mühsamer Versenkung erschaut werden muß. —

Zu Kapitel V sei noch gesagt, daß auch m. E. das Bedeutungsproblem den Wesenskern der Sprache betrifft, und hiermit kommen wir auf das Laut-Bedeutungsverhältnis zurück. Es wird alles davon abhängen, wie man die Grundtatsachen formuliert, an welche sich die Problemstellung anschließt.

Dabei wird dann die Methode der Tatsachenfeststellung geradezu entscheidend. Falls es gelingen sollte, den Punkt aufzufinden, wo die aussichtslose begriffliche Spaltung, die die Gegenüberstellung Laut: Bedeutung aufweist, noch nicht oder nicht mehr da ist, so ließe sich diese Formulierung der Sache durch eine andere ersetzen und die Lösung wäre insofern erreicht, als die straffe Gegenüberstellung auf Rechnung einer Methode käme. Die objektivierende Auffassung der sprachlichen Phänomene wird sich in Kategorien ausdrücken, die zu der phänomenologischen Beschreibung den reinen Gegenpol darstellen. Ich glaube den Unterschied zeigen zu können, indem ich versuche, die beiden Methoden hinsichtlich desselben Materials zu erproben:

Beschreibend

In dieser Einstellung ist man nicht gerichtet auf Sprache, sondern auf Sachen. Sprechen, Zuhören, Arbeiten wechseln sich ab. Das, was besprochen wird, sind Personen, Dinge, Zustände, Sachen. Die folgenden Gesprächsfragmente mögen die phänomenologische Einstellung erläutern.

I. A: Was ist das für ein Ding? Ich kenne es nicht.

B: Es ist ein Kamel. Weißt du, was ein Kamel ist?

A: Nein, davon habe ich noch nie gehört.

B: Es ist ein Tier, das in der Wüste lebt.

II. A: Hast Du nie gehört von N (Name)?

B: Nein, den kenne ich nicht.

Objektivierend
und wertbeziehend

Sprechen ist eine menschliche Tätigkeit, die durch die Sprachorgane ausgeübt wird. Das Sprechen leistet Verständigung. Die Organe bringen Laute hervor, mit denen Bedeutungen für Sprecher und Hörer verknüpft sind. Die Verknüpfung von Laut und Bedeutung hat Geltungscharakter. Sie ist weder in der Natur des Lautes, noch in der der Bedeutung begründet. Sie ist von Menschen gestiftet und, weil unwesentlich, auch zufällig, veränderlich, beschränkt. Man kann also nur die aus dem jeweiligen Laut- und Bedeutungssystem örtlich, zeitlich und persönlich zusammengeschweißten Zuordnungen registrieren.

III. A: Fromage, was ist das?

B: Das ist dasselbe wie Käse.

A: Ist es ein echtes Wort?

B: Ja, es ist französisch.

Grundhaltung: Worte, die keine echten Worte sind, existieren nicht, das Wort ist die Bedeutung.

IV. A: Warum heißt das ein Baum?

B: Weil es ein Baum ist.

Den obigen Äußerungen liegen folgende Prinzipien zugrunde:

1. Was a heißt, heißt immer so.

2. Was a heißt, heißt überall so.

3. Wer a sagt, sagt immer dasselbe.

4. a ist überall a.

Beim Sprechen handelt es sich wiederholt um dasselbe. Wenn es sich um dasselbe handelt, dann ist es auch dasselbe (naives Zutrauen in gleiche Wiederholung des Wortes und Beharren der Sache). Es ist ganz natürlich, daß man die Dinge bei ihrem wahren Namen nennt: nur der Ausländer hat „fremde“ Worte dafür.

Seite 59 findet sich eine Stelle, wo man den Übergang von Sprachphilosophie in Ontologie deutlich beobachten kann. Ich konstatiere mit Freuden, daß Ammanns sachliche Denkweise öfter die Isolierung, die manche Fachleute der Sprachwissenschaft erhalten möchten, durchbricht und den Zusammenhang mit Logik und Ontologie betont. Ich habe mich auch bemüht¹⁾, diesen Zusammenhang darzutun und finde ihn in den erkenntnistheoretischen Partien des

Den nebenstehenden phänomenologischen Prinzipien entspricht auf dieser Seite folgendes:

1. Was a heißt, hieß früher anders.

2. Was a heißt, heißt auch jetzt nicht überall so.

3. Wer a sagt, sagt nie wieder dasselbe a, er meint es nur.

4. a ist überall a.

Es gibt soviel Sprachen als Individuen. Ausländer und Inländer sind gleichberechtigt hinsichtlich der Sprache: weil die Laut-Bedeutungsbeziehung nur geltungsartig und relativ ist.

¹⁾ a. a. O. S. 162, „Beziehung auf Objektives im weitesten Sinne“.

Ammannschen Buches (z. B. S. 97 bis 106) klarer und konkreter ausgesprochen, als es mir damals gelang. Nur muß ich um so kritischer sein, wo dieser m. E. notwendige Zusammenhang vorschnell hergestellt wird oder weniger angebracht ist und die Verwechslung von konkretem Sprachbewußtsein und nachträglicher Reflexion an Stelle des Strukturzusammenhangs von Sprachtheorie und Erkenntnistheorie tritt. A. sagt S. 59, „die Sprache enthalte Elemente, deren Bedeutung oder sprachliche Geltung sich darin erschöpft, daß sie gewisse auf die ausgesprochenen Inhalte bezüglichen Bewußtseinshaltungen zum Ausdruck bringen“. Ist nun der Gegensatz: Bewußtseinshaltung — Inhalte nicht ein Reflexionsprodukt im selben Sinne etwa wie die Spaltung in Laut und Bedeutung, und hat dieser Gegensatz im sprachlichen Denken, wo er tatsächlich vorkommt, ein Korrelat? Worte wie *aber*, *jetzt*, *nicht*, die im Satz oft den Nachdruck des Wichtigen haben, wollen doch nicht für den Hörenden die Bewußtseinshaltung des Sprechenden, sondern eben sachlich Wichtiges am ausgesprochenen Inhalt betonen. Dem tatsächlichen Sprechen ist eben die korrekte, objektivistische Schulung fremd, die zwischen Eigenem und Sachlichem scheiden und Letzteres Ersterem vorziehen lehrt.

Wenn ich nicht irre, so sind auch S. 71 die Grenzen zwischen phänomenologischer und objektivierender Betrachtung fließend. Die Nämlichkeit ist nach Ammanns Ansicht „in voller Entschiedenheit nur auf den Menschen anzuwenden“. Meint A. damit eine Anweisung für den theoretisch-wissenschaftlichen Gebrauch dieser Kategorie, so ist es erklärlich, daß weiter unten von der biologischen Einheit des Menschen die Rede ist. Dann ist aber schwer zu verstehen, wie die dinglich-stoffliche Einheit als „ganz andere Grundlage der Einheit“ auftreten kann. Daß die biologische Einheit keine stoffliche ist, da „bekanntlich der materiale Bestand des Leibes innerhalb einer gewissen Zeit sich erneuert“, S. 71, kann doch wohl kaum als Grund für die phänomenologische Ursprünglichkeit des organischen Nämlichkeitsbegriffes angeführt werden, da wir hier evidenterweise eine sehr späte exakte Entdeckung haben, die die Nämlichkeitsanschauung eher zu erschüttern als zu begründen geeignet erscheint. Wenn sie trotzdem als die die wahre Grundlage aller Nämlichkeit vorgestellt wird, so beweist das vielmehr,

daß ein Unterschied von stofflicher und biologischer Einheit — ich würde lieber von Nämlichkeit sprechen — ursprünglich nicht vorhanden ist. Wäre wirklich bekannt, daß der materielle Bestand sich regelmäßig erneuert, so wäre doch eine festere Grundlage für die Nämlichkeitskategorie gerade im „Ring des Großvaters“ zu suchen, der einem materiellen Wechsel in diesem Sinne nicht unterworfen ist. Mag sich einerseits für die kritische Auffassung immer mehr „Nämliches“ in Wechselndes auflösen, mag andererseits die Naturwissenschaft die Vereinheitlichung vollziehen (die A. S. 102 beschreibt), die sichtbare Kontinuität im stofflichen Ding sowie im Lebewesen ist ein für beide gleich wesentliches Konstituens, und ich wüßte nicht zu entscheiden, ob dies ursprünglich im Ding nicht ebenso wie im Lebewesen anwesend gedacht wird. Daß die Einheit aus dem inneren Erleben in die Dingwelt hineinprojiziert wird, ist möglich, aber gehört so wenig zum Befund der Dinganschauung, wie die Abhängigkeit der Farben-Wahrnehmung von der Disposition der Netzhaut; die (objektivierende) Erklärung des Entstehens einer neuen Anwendung der Nämlichkeitskategorie ersetzt nicht die Beschreibung der Evidenz, womit Dinge und Personen als eben in der Nämlichkeit übereinstimmend geschaut werden.

Die Überspannung des Leistungsbegriffes, den ich als transzendental-teleologischen Rest ansehe, scheint mir die Wesensbeschreibung des Eigennamens zu belasten (siehe Kapitel VI). Die Leistung des Eigennamens mag in gewissen Gebrauchsfällen in der Unterscheidung von Personen bestehen, das ist aber doch wohl kaum sein Wesen. Man könnte ebensogut am Wort die Unterscheidungsfunktion als wesentliche Leistung betrachten. Die Transzendentalphilosophie nimmt das Schema des Ganzen eigentlich sehr einfach: sie kennt nur Naturhaftes und Wertbezogenes und zwingt die mannigfachen realen Zwischenstrukturen unter diese Schemata. Der Name, hineingeschoben zwischen Naturlaut und „Unterscheidungsleistung“ ist für die teleologische Analyse nichts Statisches: sein Wesen ist Leisten. Dies aber ist nicht seine ursprüngliche Gegebenheit: nicht seine Funktion, die Unterscheidung zu ermöglichen, nicht, was er bisweilen tut, sondern was er ist, das ist sein eigenes, wahres Wesen. Ist der Name „der gleiche“ bei mehreren Personen, so ist das solange nicht schlimm,

als das Wesentliche am Namen auch hier von Fall zu Fall sicher ist. Dies wäre schon unmöglich, wenn das Wesentliche im Unterscheiden läge. Nicht daß jeder Mensch nun einmal diesen Namen führt, sondern daß er eben diesen Namen führt und der Name uns als ein Moment seines Wesens entgegentritt, ist die eigentliche „Leistung“; nicht negative Abhebung von einem Hintergrund von Personen, die ich ohne Namen verwechseln würde, sondern unmittelbare positive Beziehung zu seinem eigenen Wesen ist die ursprünglichste „Leistung“. Wo sich nachträglich herausstellt, daß der Name doppeldeutig ist, da ist dies Prädikat das Ergebnis einer Objektivierung, die den ursprünglichen Wesenszusammenhang des einen und des anderen im Akte des Vergleichens transzendiert. Die Feststellung aber, wodurch „derselbe“ Name sich als Name von A und B herausstellt, schiebt sich nun an die Stelle der ursprünglich unbekannten Übereinstimmung.

Ist nun einmal die feste Beziehung zu dem Wesen, das den Namen hat, vorhanden, so kann diese Beziehung auch die Unterscheidung „leisten“. Diese Leistung liegt aber so wenig im ursprünglichen Wesen des Namens, daß der Name zu dieser Leistung erst herangezogen werden muß; dies beweisen die Hinzufügungen, die aus dem Unterscheidungsbedürfnis hervorgehen. Anfänglich liegt gerade der Gesichtspunkt des Unterscheidens ganz fern. Auch für uns heute dürfte wohl die Rationalisierung nicht soweit vorgeschritten sein, daß die Unterscheidungsleistung das einzige geworden wäre. Sie wäre überdies noch nicht besonders zweckmäßig, da das Verwechseln der Personen nicht nur durch verschiedene Namen, sondern auch durch feste eindeutige Zuordnung von Name und Person zu vermeiden ist.

Die feste Beziehung zum Wesen fasse ich nicht so auf, als ob im Namen explizite alles Wesentliche der Person wie im Bilde gegenwärtig sei, aber wir fühlen den Namen unmittelbar als wesentlich, und das ist der ursprüngliche Zusammenhang. Wie irrational, historisch bedingt, inadäquat die Beziehung ist, stellt sich heraus, wenn der Blick sich zur Objektivierung weitet und die Übereinstimmung der Namen mit der Übereinstimmung der sie tragenden Personen verglichen wird. — Der Fall: er ist ein echter N. (Familiennamen) ist

der Übergang vom Wesenszusammenhang zur Objektivierung, analog zu dem Fall, in dem strenge Unterscheidung gefordert wird. Also ist die Leistung eine abgeleitete Funktion. Die Verbindung zwischen den primitiven und den rationalisierenden Auffassungen der Naturwissenschaft (von denen ich glaube, daß sie nicht unsere gewöhnlichen Auffassungen sind; vgl. S. 102) dürfte eben in unseren alltäglichen Intentionen sichtbar sein.

Ich hätte noch vieles andere zu dem Buche zu sagen. Auch darin ist diese Besprechung recht einseitig, daß sie mehr die philosophischen als die fachmännischen Seiten unseres Problemkreises hervorhebt. Es dürften aber gerade die philosophischen Probleme, die A. streift, das Interesse eines weiteren Kreises der Leser dieser Zeitschrift beanspruchen. Ammanns Sprachphilosophie stellt sich heraus als ein Feld, wo sich die transzendente und die phänomenologische Methode begegnen. Möchten recht viele da nicht nur zuschauen, sondern auch zugreifen!

H. J. Pos.

In den Formulierungen, die Pos und mir gemeinsam sind, ist immerhin manches enthalten, was unmittelbar als selbstverständlich einleuchtet und nur immer wieder ausgesprochen werden muß, weil man in der Wissenschaft manchmal vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sieht. Dahin gehört die Zugehörigkeit der Idee Sprache zur Idee des Menschen, die Einheit des Wortes gegenüber den Abwandlungen, die es im Sprechen erfährt, die Einheit der Bedeutung gegenüber den wechselnden Vorstellungen. In anderen Punkten scheint mir die Übereinstimmung nicht ganz so weit zu gehen, z. B. in der Auffassung der Einzelsprache, die mir bei Pos (S. 44) noch von Humboldtschen Gedankengängen bestimmt zu sein scheint. Für Pos ist die Eigenart der Systematik, für mich die Bezogenheit auf eine bestimmte menschliche Gemeinschaft das Entscheidende.

Was nun jene Züge anlangt, in denen Pos den Rickertschen Transzendentalismus wiederzuerkennen glaubt, so trifft wenigstens auf mich seine Voraussetzung, daß ich „mit beiden Füßen“ auf dem Boden dieser Anschauung gestanden habe, schwerlich zu. Ich bekenne mich dankbar als Schüler Rickerts, bin aber doch

mehr in seinen methodologischen als in seinen erkenntnistheoretischen Zusammenhängen zu Hause, und Pos hat zweifellos recht, wenn er in der Auffassung der Sprachphilosophie als Frage nach den Zielen und Methoden Rickerts Einfluß erkennt. Im übrigen möchte ich Worte wie *Geltung* und *Leistung* (= „Funktion“) durchaus im immanenten Sinne verstanden wissen, *Geltung* also im Sinne des tatsächlichen Anerkanntwerdens, *Leistung* als etwas im unmittelbaren Erleben des als wertvoll Geltenden Vorfindlichen.

Zu Pos' Gedanken über den Wert der Definition möchte ich mich vielleicht einmal in anderem Zusammenhang äußern. Selbstverständlich wird bei Worten schwankender Bedeutung angegeben werden müssen, welchen Sinn der Sprechende im Auge hat; doch scheint mir das Wort „Sprache“ — nachdem einmal die Struktur seiner Bedeutung erörtert ist — keiner definierenden Einschränkung mehr zu bedürfen, da ja der bewußt übertragene Gebrauch des Wortes ohnehin von selbst ausscheidet. Übrigens sollte gerade in der Philosophie jede unnötige Abweichung vom schlichten Sprachgebrauch vermieden werden. Es kann für den Philosophen immer nur von Vorteil sein, wenn er sich von der Weisheit der Sprache leiten läßt.

Pos berührt einen sehr wichtigen Punkt in der Frage nach dem Sinne synonymischer Erörterungen, die sich ja stets im Rahmen einer bestimmten Sprache oder bestenfalls einiger willkürlich verglichenen Sprachen bewegen. Da Pos die relative Berechtigung des Verfahrens zugibt, und ich es selbst nur als ein heuristisches, als eine Weise der Hinführung zu den Problemen betrachte, besteht hier wohl kein grundsätzlicher Gegensatz der Standpunkte, sondern mehr ein gradueller Bewertungsunterschied. Immerhin möchte ich festhalten, daß unser Denken nicht nur an die Sprache schlechthin gebunden ist, sondern auch an „diese“ Sprache, in der wir denken; wer mehrere Sprachen beherrscht, der beherrscht auch mehrere Weisen zu denken. Sprachen von so nahe verwandter äußerer und innerer Form, wie Deutsch und Holländisch, eignen sich hier vielleicht weniger zur Vergleichung; aber schon der Gegensatz Deutsch—Französisch, noch mehr der Gegensatz zwischen den klassischen und den modern-abendländischen Sprachen ist für diese Frage aufschlußreich.

Wie sich das naive Sprachbewußtsein zu den Geltungen von Worten wie *aber*, *nicht*, *jetzt* stellt, ist schwer zu sagen, weil sie ja nur im Zusammenhang vorkommen und auch da, wo sie als „Satzäquivalente“ stehen, wesensmäßig auf einen Zusammenhang bezogen sind. Aus dem Zusammenhang der Äußerung läßt sich aber das subjektive Moment, die Bezogenheit auf das Bewußtsein des Sprechenden, durchaus nicht wegdenken: was ich „mitteile“, ist ja immer mein Wissen von den Ereignissen oder Verhältnissen, über die ich berichte, die Mitteilung gibt sich auch dem naiven Hörer als Mitteilung des von mir Gewußten. Ein sachlich bedeutsamer Gegensatz kann daher gar nicht anders gegeben werden, denn als ein mir bewußter. Näher werde ich mich über diesen ganzen Fragenkomplex erst äußern können, wenn der zweite Teil meines Werkes vorliegen wird. Hier nur soviel, daß die Partikeln *aber*, *nicht*, *jetzt* jedenfalls nicht in dem Sinne Bezeichnungen des Gegensatzes, der Verneinung, der Gegenwart sind wie die Begriffswörter *Gegensatz*, *Verneinung*, *Gegenwart*.

Die Gegenüberstellung des „beschreibenden“ und des „objektivierenden“ Verfahrens läßt die großen Schwierigkeiten erkennen, die hier im Wesen der Sache liegen: in dem engen Verhältnis vor allem, das Sprechen, Denken, Objektivieren untereinander verbindet; so kommt man von der Beschreibung eines reflektierenden Verhaltens leicht selbst ins Reflektieren, und umgekehrt wird die Objektivierung leicht zu einer bloßen Beschreibung des objektivierenden Verfahrens. Der Ausgangspunkt des beschreibenden Verhaltens ist richtig gewählt und klar erkennbar gemacht; auch die illustrierenden kleinen Dialoge wirken so lang ganz überzeugend, als nicht auf das sprachliche Material reflektiert wird. Auf dieser Stufe ist auch das Verhältnis von Ding und Name ein einfacher sachlicher Bezug; zwischen Sein und Heißen wird hier noch gar nicht unterschieden. Dieser Stufe des Denkens gehören auch die Begriffe „richtig“ und „falsch“ an („es heißt nicht so, sondern so“), die eigentlich hier nicht fehlen durften. Weniger befriedigt mich die Fortführung. Bei der Gegenüberstellung des deutschen und des französischen Wortes scheint mir doch die Tatsache, daß es sich um ein Bewußtsein von Geltungsgrenzen handelt, durch die Wahl eines

gezwungenen, psychologisch unwahrscheinlichen Ausdrucks verdeckt, und ebenso fehlt mir die psychologische Ratio für die Frage nach der Echtheit eines Wortes wie für die Frage „Warum heißt dies ein Baum?“. Bei Worten wie *Baum* setzt die „vorbereitende Spaltung“ nicht ein; sie hat ein Gefühl der Unangemessenheit zur Voraussetzung, das nur da eintreten kann, wo eine Bedeutung auf eine andere bezogen wird, also bei abgeleiteten, zusammengesetzten, übertragenen Bildungen, kurz bei „Ausdrücken“, nicht bei schlichten Namen.

Ich kann auch dem Laut-Bedeutungs-Verhältnis nicht die zentrale Stellung einräumen, die Pos ihm zuweist. „Laute“ gibt es in der Sprache wirklich nur für die Reflexion, die die Worte, die Bedeutungseinheiten, erst zerstören muß, um zu bedeutungslosen Lauten zu gelangen. Ich kann allenfalls „Laut“ und „Ausdruck“ koordinieren — denn jeder Laut, auch der mechanisch erzeugte, hat in gewissem Sinne Ausdruck oder wird als Ausdruck gedeutet —, nicht aber „Laut“ und „Bedeutung“; Träger der Bedeutung ist das Wort, das eben mehr ist als eine bloße Summe von Lauten. Die Frage nach dem Verhältnis von Laut und Bedeutung scheint mir eine fruchtbare Lösung überhaupt nicht zuzulassen. Man kann im genetischen Sinne fragen, wie aus bedeutungslosen Lautäußerungen bedeutsame Worte werden; zu dieser Frage habe ich mich in den beiden letzten Kapiteln des besprochenen Werkes geäußert (Gefühlslaut: Adjektivum = Schallnachahmung: Verbum). Man kann auch dem Verhältnis von Laut-Bild und Wortbedeutung mit den Mitteln empirischer Forschung nachgehen, wie ich es in meinem Aufsatz „Wortklang und Wortbedeutung in der neuhochdeutschen Schriftsprache¹⁾“ versucht habe. Dagegen der Laut rein als solcher, als physikalisches Datum, hat zu der historischen Wortbedeutung kaum ein angebbare Verhältnis, als etwa die chemische Zusammensetzung der Tinte, mit der ich schreibe, zum Inhalt des Geschriebenen.

Bei meinem Vorstoß in das schwierige Gebiet des Identitätsproblems kam es mir darauf an, nachzuweisen, daß die Kategorie „Nämlichkeit“ von der Kategorie „Gleichheit“ unabhängig ist; das Ur-Erlebnis der Nämlichkeit, das Bewußtsein der Einheit des Ichs, hat nichts mit Gleichsetzung zu tun, sondern

¹⁾ Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung 1925, S. 221 ff.

beruht auf der Kontinuität meines eigenen Bewußtseins. Die Feststellung, daß alle sonst von uns auf Grund der Wiederholung gleicher Eindrücke angenommene Kontinuität diesem Urerlebnis gegenüber sekundär und abgeleitet ist, scheint mir doch immerhin philosophisch wesentlicher zu sein, als der Einblick in das Verhältnis von Netzhautstruktur und Farbensinn.

Das Problem des Namens und seines Verhältnisses zum Träger abschließend behandeln zu wollen, konnte nicht meine Absicht sein, und so mag die Darstellung etwas einseitig ausgefallen sein. Wesentlich war mir hier das Negative, daß die Zuordnung des Namens zur Person nicht als Bedeutungsverhältnis im sprachlichen Sinn gelten kann. Was Pos zu diesem Verhältnis positiv beibringt, ist sicher eine wertvolle Ergänzung meiner eigenen Darstellung. Daß aber die von mir vielleicht etwas zu sehr in den Vordergrund geschobene Unterscheidungsfunktion des Namens seinem Wesen ursprünglich fremd sein soll — man mag das Wort *ursprünglich* hier genetisch oder begrifflich nehmen —, kann ich Pos nicht zugeben, oder doch nur soweit, als der Ausdruck „unterscheiden“ etwas rein Theoretisches meint. Denn der Personennamen dient doch von jeher als Anruf, und hier liegt es im Wesen der Sache, daß der Angerufene durch ihn aus der Zahl derer, die den Ruf gleichzeitig vernehmen, herausgehoben wird und weiß, daß er gemeint ist. Dieses Zweckmäßigkeitsmoment ist doch schlechterdings nicht wegzudenken; so oder so heißen, heißt nun einmal so oder so gerufen werden (*καλεῖσθαι*, *vocari*). Der Name ist also von jeher derjenige Ruf, auf den der Angerufene „hört“. Darin ist seine unterscheidende Funktion begründet.

H. Ammann.

Die Erwiderung des Herrn Kollegen Ammann auf meine Besprechung seines Buches scheint mir zur gegenseitigen Klärung wesentlich beizutragen. Ich möchte nur noch auf einige Punkte näher eingehen, wo m. E. die Diskussion in fruchtbarer Weise weiterzuführen wäre.

Aus dem, was Ammann über Geltung und Leistung (Funktion) sagt, geht hervor, daß auch er einen „immanenten“ Gebrauch dieser Begriffe beabsichtigt, was ich dahin interpretiere, daß er sie als Bestand des deskriptiven Befundes

aufgefaßt haben will. Damit stimmt auch überein, daß einmal von einem Bewußtsein der Geltungsgrenzen die Rede ist. Währenddem ich nun die deskriptive, nicht-objektivierende Absicht freudig begrüße, erhebt sich nunmehr die Frage nach der inhaltlichen Berechtigung eben dieser Elemente, also: gehören tatsächlich „Geltung“ und „Leistung“ zum deskriptiven Befund? Abgesehen davon, daß sie sicher nicht in derselben Sphäre („Leistung“ ist doch wohl mehr objektivierend) liegen, habe ich auch noch Bedenken gegen das angebliche Bewußtsein von Geltung und Geltungsgrenzen. Ich vergegenwärtige mir nämlich, daß im sprachlichen Zusammenhang die primären abweisenden Ausdrücke etwa sind: das sagt man so nicht, oder: das kann man so nicht sagen, währenddem eben die richtigen normativen Aussagen sich folgendermaßen gestalten: das darf, das soll man (so) nicht sagen. Die beiden letzteren haben aber vielmehr sachlichen, nicht sprachlich-normativen Sinn. Dieser Unterschied dürfte darauf hinweisen, daß das Sprachbewußtsein zunächst Tatsächliches und nicht Geltungsartiges meint, wo es über die „Geltungsgrenzen“ reflektiert. Der fundamentale Unterschied in unseren Auffassungen liegt wohl in der Bewertung des auf Voraussetzungen reduzierenden Denkens, das mir bei Ammann direkt deskriptive Inhalte zu erschließen scheint, währenddem ich glaube, daß es das eigentlich Gegebene schlechthin durchbricht. Über dies Problem aber hoffe ich in anderem Zusammenhang zu handeln.

Zu der Bemerkung über das Fehlen der psychologischen ratio für die Frage nach der Echtheit eines Wortes wie für die Frage des „warum heißt das ein Baum“ sei bemerkt, daß diese Fragen schon das Einsetzen der Reflexion erkennen lassen. Besonders die zweite ist eine echte Spaltungsfrage, der ersichtlich die beiden originäreren: was ist dies, und: wie heißt dies, vorangehen. — Auch ich glaube, daß zwischen physikalischem Laut und Bedeutung „kaum“ eine Beziehung vorliegt. Das „kaum“ ist mir deswegen wertvoll, weil die künstliche Nachahmung des Sprechens es doch eben fertig bringt, in annähernder Weise den Eindruck eines wirklichen Sprechens zu erwecken. Auch habe ich mit dem Ausdruck „Laut“ von vornherein menschliche Lautgebung gemeint, nur gehe ich in der Scheidung doch nicht so weit wie Ammann, indem ich daran

festhalte, daß das Sprechen sich als Sinnliches, und zwar Hörbares, eben doch irgendwie mit der Wissenschaft des Sinnlichen berühren muß, auch wenn das erst bei äußerst weit getriebener Analyse der Fall sein sollte. Ich stimme Ammann zu, daß mit dieser extremen Gegenüberstellung eine „Lösung“ nicht zu erreichen ist, nur wollte ich andeuten, daß die Lösung nicht in oder hinter dem fortschreitenden Spaltungsverfahren, sondern vor ihm, irgendwo im Unmittelbaren, zu suchen ist.

Der Name dürfte wohl ursprünglich nicht nur Anruf gewesen sein. „Heißen“ ist wohl lateinisch *vocari*, gibt aber bezeichnenderweise kein Nomen, das Name bedeutet, und stammt selbst von *vox*, Stimme. Im Griechischen liegt die Sache ähnlich, indem *ὄνομα* selbst die verbale Ableitung für nennen erst ermöglicht. Darin, daß lat. *nomen* mit *gnosco* zu tun hat, wäre zwar ein Beleg für die Wesenhaftigkeit des Namens zu sehen, mir scheint es aber richtiger, historische Etymologie und Deskription des Ursprünglichen von einander getrennt zu halten.

H. J. Pos.